



Gelobtes Land

In Niedersachsen wollen Idealisten das Dorf der Zukunft bauen: Mit 100 Jungen, 100 Alten und 100 Flüchtlingen. Die ZEIT wird regelmäßig den kleinen Acker besuchen, auf dem Großes entstehen soll

VON ANANT AGARWALA

Vermessung einer besseren Welt: Auf diesem Boden sollen bald Öko-Häuser und Ladesäulen für Elektroautos stehen

Das Dorf ist feddich, wenn's feddich is«, sagt Thomas Hagelstein. Der 58-Jährige, ein Typ mit norddeutschem No-Bullshit-Gesicht, der Blick ernst und geradeheraus, steht auf einem braunen Acker, Gestrüpp wächst bis knapp über Kniehöhe. Ein paar abgenagte Maiskolben liegen unter verhangenem Himmel, Ernteabfall vom Feld nebenan. Trostlos könnte man dieses Stück Land in Hitzacker nennen. Wäre da nicht die Vision, auf diesen fünfeinhalb Hektar Wendländer Mutterbodens eine bessere Welt zu erschaffen.

Die Vision: 100 Alte, 100 Junge und 100 Flüchtlinge bauen hier gemeinsam ein Dorf. Danach wollen sie gemeinsam darin wohnen, in einer offenen, solidarischen Gemeinschaft. Es soll Platz für alle da sein, Senioren, Studenten, Reiche, Arme, Deutsche, Einwanderer. Wenn man es ganz einfach ausdrückt, ist das der Plan.

Fasst man es etwas größer, könnte man sagen: In Hitzacker wollen sie eine Gegenrealität erschaffen zur Ego-Gesellschaft 2017, in der die Solidarität Stück für Stück zerbröckelt. Populisten spielen Einheimische gegen Neuankommlinge aus, Politiker bauen Zäune. Wir gegen die, nach diesem Schema kann man heute Wahlen gewinnen. Für die Wendländer Utopisten finden das schlimm. Sie glauben an die Liebe in Zeiten der Cholera.

Es ist eine Idee, die links von der Mitte erst mal alle begeistert: vorgelebte Integration, engagiert und visionär, tolles Projekt. Aber wer macht am Ende wirklich mit? Geben junge Leute dafür ihr Großstadtleben auf? Wie ist das mit den Flüchtlingen, die kein Deutsch können? Mit anderen Worten: Wer folgt dem Ruf einiger Altlinker in die Pampa?

Hagelstein ist, so sagt es seine Frau, »einer der Spinner«, die sich das ausgedacht haben mit dem Dorf. Der andere Spinner heißt Hauke Stichling-Pehlke. Mit seiner weißgrauen Mähne sieht er so aus, als sei er der jüngere Bruder von Hans-Christrian Ströbele. Beide, Stichling-Pehlke und Hagelstein, sind geborene Hamburger, leben aber lange schon im Wendland. Hagelstein bezeichnet sich als Anarchisten, in den Achtzigern besetzte er Häuser. »Ich freue mich auf den Moment, wenn die frauenbewegte Altlinke auf den Macho trifft – dann lebt unser Dorf!«, sagt er. Stichling-Pehlke hat viele Jahre in Kommunen gewohnt und trägt gerne bunte Hosen. Er sieht im Dorf die Lösung für deutsche Probleme: für die Integration von Flüchtlingen; für die Einkommensungleichheit; für die Überalterung auf dem Land.

Die Politik bekomme das nicht hin, sagt Stichling-Pehlke. Also zeigen sie selbst, dass es geht. Dass Flüchtlinge nicht in sprachlosen Parallelgesellschaften verschwinden müssen, sondern Mitbürger werden können. Dass es mit dem Dorfsterben so ist wie einst mit dem Waldsterben: Wenn man aktiv wird, ist es zu stoppen. Dass Nähe nicht automatisch Enge bedeutet – und seine Nachbarn zu kennen nicht zwingend die Hölle ist.

Erst sollte das Dorf Neuropa heißen, für ein neues Europa. Aber für manche Mitstreiter klang das nach Neurosen und Opa. Sie nennen es jetzt das Dorf der Zukunft.

Fünf Gehminuten vom Acker entfernt steht an einem einsamen Bahngleis die Keimzelle des Dorfes, gemauert aus rotem Ziegelstein: der ehemalige Bahnhof Hitzacker. Die Deutsche Bahn hat das dreistöckige Gebäude mit Türmchen und runden

Fensterbögen vor Jahren versteigert und an den Verein »Kulturbahnhof Hitzacker« verkauft, kurz Kuba. Im Eingangsbereich liegen Flyer für Flüchtlingshilfe, Yogakurse und die Wendländische Saatgutbörse, Ausschnitte linker Ideologie, gedruckt auf Recyclingpapier. Im ersten Stock hat das Dorf sein Büro, im Raum nebenan steht ein Modell aus Holz, kleine Häuschen auf grünem Grund, sie liegen wie ausgekippt im Gelände.

Toleranz ist oberstes Gebot – aber auch gegenüber einem afghanischen Patriarchen?

Einmal im Monat findet hier das Plenum statt, in dem die zukünftige Dorfgemeinschaft alles diskutiert. Sie sprechen über Regeln (»Sind Hunde erlaubt?«) und Prinzipien (»Muss die Energieversorgung zu 100 Prozent öko sein?«), casten neue Mitstreiter (»Wer nur günstig wohnen will, ist hier falsch!«) und finden neue Freunde (»Wollen wir zusammen in ein Haus ziehen?«). Im Frühjahr möchten sie das erste Haus bauen, Dorfstraße Nummer 4, dann soll es Haus für Haus vorangehen. Geschäfte und Handwerksbetriebe sollen eröffnet, Felder bestellt, Ladesäulen für Elektroautos installiert werden.

Natürlich stellen sich da einige Fragen: Wenn 300 Menschen von einer besseren Welt träumen – träumen die dann von der gleichen besseren Welt? Und wie sieht die aus? Tolerant, ökologisch, feministisch vermutlich. Aber was passiert, wenn in einer Familie aus Afghanistan nur der Mann etwas zu sagen hat? Ist dann die Offenheit gegenüber der fremden Kultur wichtiger, oder sind es die Errungenschaften aus 40 Jahren Frauenbewegung? Und dürfte auch jemand ins Dorf ziehen, der für »regulierte Zuwanderung« ist, oder hört es mit der Toleranz da auf? Muss jeder den Müll trennen, darf man einen Porsche fahren?

Das ist das Spannende am Versprechen vom idealen Dorf: dass wie unter einem Brennglas Lösungen für aktuelle Probleme gesucht werden, für gesellschaftlich wichtige Fragen. Dass man dabei zuschauen kann, wie eine Utopie Wirklichkeit wird. Oder wie sie zerplatzt.

Rund 120 potenzielle Dorfbewohner haben Stichling-Pehlke und Hagelstein schon gefunden, sie kommen aus Hamburg, Berlin, Hannover. Leute, die auf dem Land etwas suchen, was ihnen die Stadt anscheinend nicht geben kann. Genosse werden kostet 500 Euro. Wer einen Anteil zeichnet, darf mitreden und mitentscheiden. Um später ins Dorf ziehen zu dürfen, muss man weitere Genossenschaftsanteile kaufen, für eine Wohnung von circa 60 Quadratmetern zwischen 15 000 bis 20 000 Euro. Die Miete soll sich bei 5,50 Euro pro Quadratmeter bewegen, kalt. Nicht ganz billig für Hitzacker, dafür gibt es Häuser, die höchste Umweltstandards erfüllen.

An diesem Samstag Ende Januar sind viele Interessierte gekommen, die sich das Ganze mal anschauen wollen. Es wuselt zwischen der Küche (Rote-Bete-Salat und Dinkelfranzbrötchen) und den mäßig beheizten Räumen (zugige Fenster und nackte Glühbirnen). Bänke werden gerückt und Flipchart-Bögen an die Wände geklebt.

Auf den Klappstühlen sitzen Menschen, die Helmut und Birgit heißen, Manfred und Marianne, Christa, Werner und Gerd. Ihre Schals und Klamotten – Funktionsjacken in Kombination mit Wolle, Filz oder Fleece – geben der Runde einen sozialpädagogischen Touch. Sie arbeiten als Handwerker, Pastorinnen, Landwirte. Viele von ihnen waren schon alternativ, als Tschernobyl

und Nato-Doppelbeschluss noch die großen Themen waren.

Rita Lassen, eine Frau Mitte 60 mit grauer Kurzhaarfrisur, ist eine der Frontfrauen des Dorfes. Mindestens zweimal pro Woche fährt sie aus ihrer Wohnung im Hamburger Westen nach Hitzacker, meist gemeinsam mit ihrer Lebensgefährtin Käthe Stacker. Lassen ist Diplom-Kauffrau und hat ihr halbes Berufsleben lang große gemeinnützige Organisationen beraten. Heute moderiert sie. Jeder, der sich meldet, wird drangenommen. Auch wenn die Diskussion dadurch manchmal ausufernd wird.

Matthias möchte, dass öfter über Gefühle gesprochen wird. Thore sagt, er könne nicht noch mehr leisten als bislang. Die Gruppe diskutiert lange darüber, ob die Arbeitsgruppen zu den Themen Bau, Personal und Finanzen in Zukunft Fachbeiräte heißen sollen.

Basisdemokratie kann grausam sein. Aber überginge Rita Lassen einen Genossen, wäre die ganze Vision im Eimer. Das Dorf der Zukunft – das soll der größte gemeinsame Nenner seiner Bewohner sein.

Was trotz aller Diskussionen unzweifelhaft ist: Hier sitzen Gleichgesinnte. Ähnliches Alter, ähnliche Biografien, ähnliche Ansichten. AfD-Wähler werden sich kaum hierher verirren. Die wenigsten sind unter 50, und niemand ist da, dessen Eltern als Gastarbeiter nach Deutschland kamen. Vielfalt mag das Ziel sein, Realität ist sie im Kulturbahnhof nicht.

Isabell Seifert und Roman Höfers wären bis jetzt die Jüngsten im Dorf. Höfers, ein Friese mit brauner Hornbrille und Zauselbart, arbeitet als Redakteur bei einer Zeitschrift über Friedhöfe. Isabell Seifert, Filzstirnband und Fellstiefel, bringt als Hebamme Babys auf die Welt. Die beiden sind 32 und würden gern auch mal das Thema Spielplätze auf die Tagesordnung heben. Bislang hatten sie damit keinen Erfolg. Sie fühlen sich als »Quotenjunge«. Deshalb haben sie sich gefragt: Was ist, wenn das ein Rentnerdorf wird? »Aber«, sagt Roman Höfers, »irgendwer muss ja den Anfang machen.«

Auch wenn bislang niemand aus ihrem Freundeskreis mitziehen will: Das Paar hat sich entschieden, seine Vierzimmerwohnung in Hannover hinter sich zu lassen und nach Hitzacker zu ziehen. In Gedanken sehen sie sich schon in ihrem Garten Gemüse anbauen und in Teilzeit arbeiten. Doch ein bisschen dauere das noch: »Hier herrscht viel Aufbruchsstimmung, aber wenig Entscheidungswille«, finden sie.

Das sei auch das Problem für die Flüchtlinge, die ins Dorf ziehen sollen. Zwar haben einige Flüchtlingsfamilien bereits ihre Bereitschaft erklärt, später hier wohnen zu wollen. Die Afghanen, Syrer oder Eritreer im Wendland haben allerdings andere Sorgen, als über Fernwärme und Ökostrom, Genossenschaftsbürokratie und Fundraising zu diskutieren. Sie lernen Deutsch, hocken im Wartezimmer von Behörden, suchen eine Wohnung, und zwar möglichst schnell und nicht in einem Dorf, das vielleicht in einem Jahr oder nie fertig wird. »Das Verständnis dafür, was wir hier machen, ist noch nicht da«, sagt Dorfgründer Stichling-Pehlke. »Das ist noch im Stadium der Utopie und übersteigt bei vielen die Vorstellung.« Seine Hoffnung: Mit dem ersten Spatenstich wird alles anders. »Vom Mix, den wir wollen, rücken wir nicht ab«, sagt er.

»Ob wir die 100 Geflüchteten wirklich zusammenbekommen, weiß ich nicht«, sagt hingegen

Thomas Hagelstein. Er ist einer der wenigen, die es offen aussprechen: Das Unternehmen kann auch scheitern. »Wenn das ein Rentnerprojekt bleibt, ist das Ding gestorben«, sagt er. Es brauche alle Generationen: Die Jungen arbeiten, die Alten passen auf die Kinder auf, die beruflich Erfolgreichen zahlen den Alleinerziehenden oder Flüchtlingen die Genossenschaftsanteile, dafür bestücken die den Dorfläden und pflegen die Alten. Noch sitzen im Kulturbahnhof vor allem Leute, die genug Zeit und Geld haben, sich zu engagieren.

Von den 15 Millionen Euro, die das Dorf kosten soll, haben die Genossen bislang knapp 700 000 eingezahlt. Das Dorf der Zukunft hat eine eigene GmbH gegründet, um zu bauen. Zwölf Flüchtlinge machen dort ein Praktikum, lernen »Deutsch für die Baustelle«, hämmern an Musterteilen für die Häuser herum. Der erste Angestellte des Betriebs, der die anderen nun anleitet, ist Omid Kuhestani. Der 24-Jährige ist selbst ein Flüchtling, kam 2009 aus Afghanistan.

Noch gibt es einige Probleme bei der Übersetzung der Utopie in die Realität

Kuhestani, feine Gesichtszüge, großer Silberring mit grünem Stein am Finger, könnte als Musterbeispiel in Integrationskampagnen auftreten. Er hat eine Maurerlehre abgeschlossen, strebt seinen Meister an, spricht sehr gut Deutsch. Es gehe darum, »den Leuten eine Perspektive zu bieten«, sagt er und klingt dabei selbst wie ein Politiker. Dann fasst er sich mit der rechten Hand auf Herz: »Wir wollen Vorbild sein und zeigen, dass man keinen Unterschied zwischen Menschen machen sollte.«

Ob er denn selbst ins Dorf ziehen wolle? »Nein«, sagt Kuhestani und lächelt. Er möchte die Meisterschule machen, danach vielleicht studieren, das volle Leben genießen. Und das wartet ja nicht auf den 12-Uhr-Zug nach Lüneburg. Seine Eltern aber zögen ins Dorf. Nur mitdiskutieren würden sie noch nicht, sie sprechen kein Deutsch.

Und so steht Kuhestani für die Probleme bei der Übersetzung der Utopie in die Realität. 100 Alte, 100 Junge und 100 Flüchtlinge errichten ein Dorf und leben dort zusammen: Noch ist offen, ob das wirklich klappt.

Jetzt, da der Frühling den Ackerboden weich und matschig macht, kommen bald die Bagger. Und dann wird gebaut.

www.zeit.de/audio

HINTER DER GESCHICHTE

Die Idee: Die ZEIT möchte in den kommenden Monaten das Dorf der Zukunft beim Wachsen begleiten und in loser Folge der Frage nachgehen: Bleibt die Vision eine Utopie, oder wird sie Wirklichkeit?

Die Recherche: Für die erste Folge war der Autor dreimal in Hitzacker, hat Plenumsitzungen verfolgt, Gespräche geführt und den Acker erkundet.

Wie es weitergeht: Einige Genossen haben bereits ihr Grundstück abgesteckt. Das erste Haus soll stehen, noch ehe es Sommer wird.



Isabell Seifert und Roman Höfers haben Angst, dass alle ihre Nachbarn Rentner sein werden



Noch künden nur Baupläne von der Vision einer offenen und solidarischen Gemeinschaft



Familie Kuhestani aus Afghanistan: Die Eltern wollen ins Dorf ziehen – ihr Sohn (Mitte) nicht